



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Camillo von Cavour.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat, und nach dieser Erkenntniß zu handeln entschlossen ist. Geschieht dies nicht, so ist eine Lösung der Frage unmöglich, die schwerste europäische Verwicklung aber gewiß.

Wir bemerken noch einmal ausdrücklich, daß wir uns betreffs einer Einwirkung auf Oestreich keinen unbedingten Erwartungen hingeben. Wir haben unsere Hoffnung niemals auf Oestreich gesetzt. Da aber einmal die Sache im Verein mit Oestreich unternommen worden ist, so muß dieses in der Wahl der einzuschlagenden Mittel so weit als die Sache, für die wir kämpfen, es gestattet, berücksichtigt werden. Dazu kommt, daß gerade eine erhöhte Thätigkeit des Bundes, die von Preußen auszugehen hat, das beste Mittel ist, Oestreich festzuhalten: durch Deutschland muß auf Oestreich gewirkt werden! Vermag Oestreich aber trotz aller Rücksichten, die Preußen auf seine Lage nimmt, nicht, sich zu einer deutschen Politik zu entschließen, dann möge man es seinem Schicksal und der Freundschaft Englands überlassen. Preußen würde diese Lösung seiner Alliancen bedauern, aber es würde ihr mit Ruhe entgegensehen können, vorausgesetzt, daß die Anwendung seiner Kraft in der schleswig-holsteinischen Frage ihm das Recht zu dem höchsten Gute eines Staates, dem Selbstvertrauen, giebt.

Camillo von Cavour.

„Es ist das ruhmreiche Geschick des nachgelassenen Ruhmes des Grafen Camillo von Cavour, daß er um so größer erscheint, je mehr er vom Glanze der Wahrheit erleuchtet wird“ — so beginnt Prof. Nicomede Bianchi in Turin seinen trefflichen Aufsatz über Cavour in der Rivista contemporanea, der eine große Menge bisher unbekannter und wichtiger Documente ans Licht bringt. Und er hat Recht. Je mehr die Stimmen persönlichen Hasses und persönlicher Gunst vor dem geschlossenen Grabe verstummen, und die Ereignisse, bei denen er eine so hervorragende Rolle gespielt, in die historische Perspektive treten, in um so klareren und großartigeren Zügen tritt uns das Bild des größten Staatsmannes der Gegenwart entgegen. Allerdings ist die Zeit noch nicht gekommen, um eine allen Ansprüchen genügende Biographie, vor Allem eine vollständige Darstellung seiner öffentlichen Thätigkeit zu geben. Noch würde eine unbeschränkte Benutzung aller auf ihn bezüglichen, in Familien- wie in Staats-

archiven aufbewahrten Documente mannigfache öffentliche wie Privatinteressen auf die unverantwortlichste Weise verlegen. Nichts desto weniger sind im Laufe der letzten vier Jahre bereits eine Menge von Schriften über Cavour erschienen. Lebensbeschreibungen — allerdings meist ziemlich oberflächlich und lückenhaft — Skizzen und Erinnerungen, Briefe von ihm und an ihn, diplomatische Actenstücke u. sind in Italien und Frankreich, in England und Amerika (weniger in Deutschland), veröffentlicht worden*). Vielleicht wäre eine Zusammenstellung des darin niedergelegten Materials jetzt schon zweckmäßig und verdienstlich. Jedenfalls ist bereits hinlängliches Material vorhanden, um ein in allen wesentlichen Zügen treues Bild seines Lebens wie seines Charakters entwerfen zu können. Das Letztere ist der Zweck der folgenden Seiten. Der Verfasser, welchem es vergönnt war, noch eine Zeit lang Zeuge der Wirksamkeit des großen Mannes im Vaterlande desselben zu sein, bekennt sich dazu, wenn auch nicht zu den unbedingten Verehrern, doch zu den warmen Bewunderern desselben zu gehören. Nichtsdestoweniger hat er sich aufrichtig bemüht, das Bild seines Helden aus dem ihm zugänglichen Material mit voller Unparteilichkeit, sine ira et studio zu entwerfen. —

Einer alten Familientradition zufolge soll Camillo Benso di Cavour väterlicherseits von einem deutschen, in den Kreuzzügen mit Kaiser Friedrich Rothbart nach Piemont gelangten Ritter abstammen. Seine Mutter war eine Genferin und übte wie ihre beiden Schwestern einen nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung des Kindes. Cavour selbst fühlte schon früh eine besondere Vorliebe für britische Sitte und Lebensauffassung, die er bei seinem wiederholten Aufenthalt in England aus eigener Anschauung kennen lernte. So haben gewissermaßen die vier Hauptculturvölker Europas Antheil an dem großen Staatsmann; wenn ihn auch die Italiener mit gerechtfertigtem Stolze den Ihrigen nennen.

Schon in Cavour's äußerem Wesen trat diese Mischung zu Tage. Dem südlischen, funkelnden Glanze des dunkeln Auges, der sprudelnden Lebhaftig-

*) Wir geben in Folgendem die Titel der bedeutendsten unter den uns bekannten hieher gehörigen Schriften: Count Cavour, his life and career by Basil H. Cooper, London 1860. — Cavour, a memoir by Edward Dicey, Cambridge 1861. — Il Conte di Cavour, cenni biografici di Luigi Chiala, Napoli 1861. — Camillo Benso di Cavour, per Ruggero Bonghi, Torino 1861. — Oeuvre parlementaire du comte de Cavour traduite et annotée par J. Artom et Albert Blanc, Paris 1862. — Camillo di Cavour, commemorazione di Ciro d'Arco, Torino 1861. — M. de Cavour, et la crise italienne, par M. O. d'Haussonville. Le comte de Cavour, récits et souvenirs par W. de la Rive, Paris 1862. — A discourse on the Life, Character and Policy of Count Cavour by Vincenzo Botta, New York 1862. — Il conte Camillo di Cavour, Documenti editi ed inediti, (per Nicomede Bianchi) Rivista contemporanea 1863, vol. 32, pag. 321—61 e vol. 33, pag. 3—76. — Vgl. auch die beiden Artikel über Cavour in: „Unsere Zeit“ Bd. 3, S. 222—58, und Bd. 5, S. 767—80. Leipzig, Brockhaus 1859 und 1861.

feit seiner Worte stand, zumal in der späteren Zeit seines Lebens, in anderen Augenblicken eine ruhige Würde, die sich bis zur marmornen Kälte steigern konnte, und eine sichere, gehaltene Gemessenheit der Rede gegenüber. So feurig sein Temperament, so leicht erregbar sein Blut war, verlor er doch nie ganz die Herrschaft über sich selbst; die Lebhaftigkeit ging nie in Leidenschaftlichkeit über. Originell in Allem, war er es auch in seinen äußeren Manieren, sei es, daß er in der Kammer, nachdem alle seine politischen Gegner ihren Röcher erschöpft hatten, sich erhob und, mit wenigstens einer Hand in der Tasche, meist ein feines, oft sarkastisches Lächeln auf den Lippen, aufstand, um einen nach dem andern zu widerlegen und niederzuwerfen; sei es, daß er sich in lebhaftem Gespräche in einer eigenthümlichen Weise die Hände rieb, welche so bekannt war, daß ganz Turin zu sagen pflegte: „Die Sachen stehen gut, Cavour reibt sich die Hände“; sei es, daß er mit fast in türkischer Weise gekreuzten Beinen auf dem Balcon seines Hauses saß, um frische Luft zu schöpfen, oder mit den Händen auf dem Rücken durch die kahlen Reissfelder von Veri spazierte, mit Behagen an Turin und das unruhige Treiben der Hauptstadt denkend, dem er auf kurze Zeit entflohen war.

Wie die Nationalitäten, schienen auch die Stände sich in ihm zu begegnen. Schon in früher Jugend um seiner weltmännischen Manieren willen an den Hof gezogen, in der Gesellschaft durch die Liebenswürdigkeit und Anmuth seines Wesens Alle entzückend, hatte er doch auf der andern Seite von seinen Feinden unter dem Adel Vorwürfe über sein allzubürgerlich-derbes Wesen zu hören, wahrscheinlich, weil er Grundsätze und männliche Unabhängigkeit höher als Hofetiquette und gesellschaftliche Convenienz achtete. Er beging das große Unrecht, „die Welt“ gelegentlich fühlen zu lassen, daß er sie kannte und wenig schätzte. Er war außerdem eine viel zu entschieden ausgeprägte Persönlichkeit, um flachen Duzendmenschen zu gefallen; viel zu offen und rücksichtslos, um nicht oft nach Rechts wie nach Links hin Anstoß zu geben. Er war zu stolz, zu energisch, zu selbstvertrauend, um zu jenen glatten diplomatischen Naturen zu gehören, die sich durch alle Schwierigkeiten hindurchzuwinden wissen, ohne irgendwo Aergerniß zu geben. Und doch war er im Grunde wohlwollend; sein Wig war keine bittere Satire, kein beißender Spott, der absichtlich den Stachel in der Wunde läßt; mit einem raschen Worte warf er wie im Vorübergehn ein helles Streiflicht auf die Dummheit und eitle Aufgeblasenheit, wo sie sich hervorwagten, und wandte ihnen lächelnd den Rücken, mit Dante denkend:

Non ti curar di lor, ma guarda e passa.

Streng gegen die Ideen, war er doch nachsichtig im Urtheil über die Menschen, die Zeitgenossen sowohl wie die Vorfahren. Auch als allmächtiger Minister war er leutselig, jedem zugänglich, über alles gern Auskunft gebend; nur

durfte man ihm nicht mit leeren Höflichkeitsphrasen kommen, die er mit einem ironischen Lächeln abschnitt, oder mit endlosen Klagen, die eine ungeduldige Handbewegung verkürzten, oder mit geschwägigen Abschweifungen, die ihn ernst, zurückhaltend und einsilbig machten. In den Salons, die er freilich in seinen späteren Jahren nur selten besuchte, war er sehr gesprächig, voll heitern Humors, und eilte gern von Gruppe zu Gruppe, die Sprachen mit Leichtigkeit wechselnd, der französischen und italienischen — den abscheulichen piemontesischen Dialekt nicht ausgenommen — als zweier Muttersprachen mächtig, das Englische geläufig, das Deutsche sehr gebrochen redend. Wie scharf sein Urtheil, wie kaustisch sein Wig, wie groß sein Freimuth gewesen, bekunden seine Briefe. Unumwunden sagt er gerade heraus, was er denkt, ohne Ansehn der Person. Es gab keinen, mochte er noch so hochgestellt sein, den er nicht mit seinem Maße gemessen, an dem er nicht seinen Wig geübt hätte. Der Wig ist eine gefährliche, zweischneidige Waffe, die leicht auch den, der sie führt, verwundet; aber Cavour, obwohl ihm das Wort stets natürlich und ungesucht auf die Lippe trat, verstand es doch immer so einzurichten, daß die doppelte Schärfe nur den Gegner traf, in der Kammer und in der Presse wie im gesellschaftlichen Zirkel. Im Kreise seiner Freunde war er durch Laune und Munterkeit stets das belebende Element, zumal in seiner früheren Zeit, wo die Anmuth seines Geistes sogar den ihm zunächst Stehenden die große politische Capacität verbarg, die unter dieser leichten Hülle versteckt lag. Er verstand die große Kunst, auch im Gespräche allen alles zu sein; mit einem außerordentlichen Accommodationsvermögen begabt, wußte er ebensogut mit seinen kleinen Cousinen von ihrer Mädchenschule und seinen Bauern von ihrer Ernte zu plaudern, wie mit den Diplomaten von den Geheimnissen der Cabinetes oder den Salondamen von den Mysterien der Gesellschaft. Er hatte den Grundsatz, sich nie zu langweilen, und was mehr war, er verstand ihn zu befolgen, indem er sich jedermann verständlich zu machen, auf jedermanns Ideen einzugehn, jeden auf sein Steckenpferd zu setzen und so aus jedem einen Funken herauszulocken wußte. In seiner Ausdrucksweise und seinem Benehmen war nichts Gezwungenes und Erkünsteltes, sondern alles einfach und natürlich: keine kalte Herablassung und conventionelle Höflichkeit, sondern das reine Interesse an allem Menschlichen.

Mit der Zeit freilich ging eine Veränderung in seinem Wesen vor. Die eigenthümliche Frische, der charakteristische Humor schwinden auch jetzt noch nicht aus seinen Reden wie aus seinen Briefen; aber es war, als ob das einnehmende Lächeln, die milde Heiterkeit nur noch auf der Oberfläche schwebten, und zuweilen konnte sein Antlitz auch den strengen, ehernen Ausdruck annehmen, welchen eine unerschütterliche Willenskraft, ein unbeugsamer Entschluß bei fortwährender innerer Beschäftigung mit ernstesten gewichtigen Dingen den Zügen aufdrückt. Aber auch damals noch war und blieb er,

1481 II 1104, 1105

wie immer, der Freund seiner Freunde, keinen vergessend, der ihm je nahe gestanden, aber freilich auch nie, um einen Freund oder Gesinnungsgenossen zu begünstigen und so dem Wohle des Ganzen zu nahe zu treten. Mit Recht konnte er von sich sagen (Brief an la Farina vom 2. Oct. 1859) „ich bin gewohnt, Beleidigungen vielleicht allzuleicht zu vergessen, aber Freundschaftsbeweise schwinden nie aus meinem Gedächtniß und meinem Herzen.“ — Die Seinen liebte er herzlich; mit seinem ältern Bruder, dem als Statistiker und Nationalökonom nicht unbekanntem Marquis Gustav Cavour*), lebte er stets im besten Einvernehmen, obwohl ihre politischen Ansichten keineswegs dieselben waren. Wie er seine Nichte, die Gräfin Alfieri, schätzte und wie er von ihr geliebt wurde, bezeugt ihr Bericht über seine letzten Tage (de la Rive, Cavour, Bd. II. S. 232—51). Der Verlust seines ältesten Neffen, der den Heldentod bei Goito starb, bewegte sein Herz so tief und schmerzlich, als ob er das eigne Kind begraben hätte. Wenn er selbst sich dennoch die Freuden des Familienlebens versagte, so war es, weil sein Vaterland seine Braut und seine Gattin war, in deren Dienste ihm für eine andere keine Muße und kein Herz mehr übrigblieb.

Cavour's geistige wie seine körperliche Constitution war eine durchaus gesunde, er war eine der glücklich organisirten Naturen, bei denen die Harmonie, die der Mensch oft erst nach schwerem Ringen, öfters gar nicht erreicht, schon von vornherein wenigstens vorgebildet erscheint. Er kannte keine eingebildeten Seelenleiden, keine düsteren Zweifelsqualen, kein Mißtrauen gegen sich selbst und seine Ideale. Jede unklare Gefühlschwärmerei lag ihm fern: so weit auch das Adlerauge seines Geistes den weiten Horizont umfaßte bis zu den erst sich bildenden Gestalten der fernen Zukunft, so war doch sein Blick wie sein Thun, wo es zu handeln galt, stets auf das Nächste gerichtet. Was der Augenblick erschuf, wußte er zu nützen; er baute mit dem Material, das er unter den Händen hatte, während er doch zugleich eifrig bemüht war, besseres für die Zukunft vorzubereiten. Das Kleinste war ihm nicht zu klein, es zu benützen: er tadelte mit Recht diejenigen, welche ihr Spiel verloren, weil sie die kleinen Karten nicht genug achteten. Aber er kannte ebensowenig eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen die großen. Das Ziel klar vor Augen, der Mittel sich bewußt, mit scharfem Blicke wählend, von keinem Vorurtheil, aber auch von keiner ängstlichen Rücksicht behindert, unbeugsam im Entschluß, aber ohne jenen ungeduldigen Enthusiasmus, der jede andere Bewegung zum Ziele als den Flug durch die Luft verschmäht und deshalb so oft mit versengtem Ikarusflügel noch weit vom Ziele zu Boden sinkt — war er stets sicher zu erreichen, was er erstrebte. Mit kaltem Blute die Chancen vorher berechnend, hatte er doch zu-

*) Gest. am 26. Febr. 1864.

gleich den Glauben an sich und seinen Stern, der Leuten von starker, gewaltiger Willenskraft eigen zu sein pflegt. Er liebte es gerade auf sein Ziel loszugehen: *via recta*, *via certa* war sein Wahlspruch; aber er wußte, wenn es noth that, auch auf dem diplomatischen Umwege trefflich vorwärts zu kommen. Er wollte nur, was er für recht erkannt hatte; was er aber einmal begonnen, führte er durch bis zum Ende. In unserer schwächlichen Zeit, in der Genußsucht, Bequemlichkeitsliebe, Gefühlsjeligkeit, Wortheldenthum und feige Rücksichtnahme jeder Art aller Energie und Ausdauer des Willens wie jedem entschiednen Handeln überhaupt den Tod zu drohen scheinen, stand er mit seinen unerschütterlichen, durch keine Widerwärtigkeit zu beugenden Entschlüssen, seiner nie ermattenden, nie verzagenden Thätigkeit als eine vereinzelte, die Zeitgenossen „um eines Hauptes Länge“ überragende Erscheinung. Und doch lag in dieser Unbeugsamkeit nichts Finsteres, nichts Unduldsames. Nie ließ sich auf ihn anwenden, was Frau von Stael von Napoleon sagt, daß man an ihm kein menschliches Gefühl wahrnehme, wodurch man auf ihn einwirken könne. Aber freilich, eine Eigenschaft fehlte ihm ganz, die den Dichter schafft und dem Manne des praktischen Lebens tausend Streiche spielt, die liebliche, lose Tochter Jovis, sein Schooßkind, die Phantasie. Er besaß von dieser folle *du logis*, wie er sie zu nennen pflegte, nicht genug, um für seine kleinen Neffen das einfachste Märchen zu erfinden. Deshalb hatte er auch gar wenig Sinn für die Poesie, ja für die belletristische Literatur im Allgemeinen. Die Kunst war ihm, wie es scheint, ein Buch mit sieben Siegeln. Wie man seine Zeit damit hinbringen könne, sich am Anschauen der Schönheit zu weiden, war diesem thatendurstigen Geiste unbegreiflich. Deshalb blieb er auch den Naturschönheiten gegenüber kalt und zog es vor, in den öden und fahlen Sumpfgenden von Veri in Ostpiemont seinen Reis zu bauen und großartige industrielle Unternehmungen ins Werk zu setzen, statt in dem prächtigen Parke des schönen Santena (seiner Villa bei Turin) zu träumen.

Selbst seine mangelhafte allgemeine Bildung zu vervollkommen, fehlte ihm später Zeit und Lust. Aber wenn es darauf ankam, wenn es ihm zur Erreichung seiner Zwecke nothwendig erschien, überwand er auch in dieser Hinsicht, von einem ausgezeichneten Gedächtnisse unterstützt, in unglaublich kurzer Zeit die größten Schwierigkeiten. Als er durch seine unabhängige Gesinnung und mißliebige Urtheile über Personen und Ereignisse des Tages in Ungnade gefallen, noch als Jüngling die militärische Laufbahn verließ und sich der Bewirthschaftung der Familiengüter anzunehmen beschloß, waren ihm Vermögensverwaltung, Ackerbau und Gewerbebetrieb und alles, was damit zusammenhängt, böhmische Dörfer. Nach wenigen Jahren fand er nicht nur nicht viele seines Gleichen in Bezug auf seine durchweg durch Selbststudium erworbenen theoretischen Kenntnisse, sondern er war auch einer der tüchtigsten Landwirthe

und Industriellen geworden, der durch wohlberechnete Unternehmungen und rationelle Experimente seinem Vaterlande wesentliche Dienste leistete, während er zugleich sein und der Seinigen Vermögen vergrößerte. Was er that, das that er ganz. *Age quod agis*, war einer seiner Lieblingsprüche. Aber während er ganz in die Geheimnisse der künstlichen Düngerfabrikation vertieft schien, scheint er doch nie den Gedanken an seine künftige politische Laufbahn außer Augen gelassen zu haben. Aus dem Studium der Privatökonomie wuchs das der Nationalökonomie hervor, der einzigen „moralischen“ Wissenschaft, die er selbst gründlich getrieben zu haben erklärt. In unglaublich kurzer Zeit hatte er die Theorien der größten Meister kennen gelernt, sich mit den bedeutendsten Nationalökonomien Frankreichs und Englands in Verbindung gesetzt, in beiden Ländern die schwierigsten Fragen praktisch studirt und sich über alles ein klares, scharfes, oft originelles Urtheil gebildet. Als er 1852 ins Ministerium trat, sah er sich alsbald genöthigt, außer Handel und Ackerbau auch die Marine zu übernehmen, bisher für ihn vollständig eine terra incognita. Wenige Monate, und er war auf diesem Terrain so zu Hause, wie ein Laie es möglicherweise sein kann.

Cavours Thätigkeit war unermülich, seine Arbeitskraft schien unerschöpflich. Um der Geschäftslast zu genügen, die auf ihm ruhte, während er fast neun Jahre lang am Staatsruder saß und oft außer der Präsidentschaft mehre der wichtigsten Ministerportefeuilles in seiner Person vereinigte, stand er jeden Morgen bald nach vier Uhr auf, obgleich er erst gegen Mitternacht sein Lager suchte. Von fünf bis neun Uhr war seine Zeit Privatangelegenheiten, Studien und Bittstellern gewidmet, von zehn bis ein Uhr den Bureauarbeiten, Depeschen und officiellen Audienzen; von eins bis vier Uhr den Kammeritzungen, Ministerkonseils etc., der Abend wiederum der häuslichen Arbeit mit ein- bis zweistündiger Unterbrechung durch das Theater oder den — übrigens in dieser Zeit seltenen — Besuch eines Gesellschaftsalons. Oft in bedrängter, kritischer Lage, von gefährlichen Feinden und noch gefährlicheren falschen Freunden umgeben, oft nur aus sich selbst Rath, Trost und Hoffnung schöpfend, trug er mit heiterem Muth und riesenhafter Kraft diese ungeheure Last von Arbeit, Sorge und Verantwortlichkeit, bis seine treffliche Constitution endlich doch unter dem Uebermaß zusammenbrach.

Sein Muth war unerschütterlich. „Ich habe in meinem kleinem Finger mehr Muth, als manche meiner Gegner im ganzen Körper“, rief er einst selbst aus. Er besaß sowohl die Gattung des Muthes, welche, aus einer gesunden und kräftigen Constitution hervorgehend, der Gefahr gleichsam instinctmäßig kühn entgegentritt, wie den Muth der Reflexion, der in sich selbst den besten Schutz gegen die Gefahr und die beste Garantie für den Erfolg erkennt. Alle Drohungen, an denen es weder von mazzinistischer noch von klerikaler Seite

mangelte, verfehlten vollständig ihre Wirkung. Für Bahngebilde der Furcht hatte er weder Sinn noch Müße; die möglichen Folgen seiner Thaten war er stets mit vollem Bewußtsein bereit zu tragen.

Als Privatmann hat Cavour wohl nie viele Feinde gehabt. Gesellig, frohsinnig, warmherzig, ohne Haß und Neid, glänzend ohne Prunk, freigebig ohne Ostentation, offen und freimüthig, voll unerschöpflichen Humors, war er bei allen, die ihn näher kannten, von jeher hochbeliebt. Ganz anders als öffentlicher Charakter. Cavour hatte nicht das Glück, wie Garibaldi, gleich einem begeisterten Jünglinge einfach dem Zuge des Herzens folgend, die bewundernden Blicke der ganzen Welt auf sich ziehen zu können. Auf stürmischem Meere, an gefährlichen Klippen und Sandbänken vorüber, durch die wilde Brandung mußte er das schwache Staatsschiff oft bei ungünstigem Winde mühselig lenken, häufig genug wider seinen Willen zu trägerem Stillliegen oder Laviren gezwungen. Als er es, fast über alle und jede Erwartung mit reicher Beute beladen, in einen trefflichen Hafen, nahe dem letzten Ziele gebracht, traten auf einmal hundert unberufene Tadler auf und wollten zeigen, wie sich der Steuermann unredlicher Mittel bedient, unnöthige Umwege gemacht, wie er die Mannschaft ganz überflüssiger Weise geplagt und hingehalten habe.

Rüstow und die Männer der Actionspartei verwerfen Cavour und sein System, weil er Italien nicht revolutionirt, nicht eingesehen habe, daß die Sturmglöcke, welche das ganze Volk zum Aufstand rief, das einzige Mittel gewesen sei, das den Sieg gegen die vereinigte Macht der Kirche, der Reactionspartei, Oestreichs und Frankreichs garantirt haben würde. Die Klerikalen und Legitimisten verfehlen ihn als den Erzrevolutionär, den gefährlichsten Gegner der altehrwürdigen Mächte in Staat und Kirche. Sie haben wohl das größere Recht. Beide extremen Parteien fallen gleichmäßig über ihn her, weil er Recht und Gerechtigkeit mißachtet, schnöder Gewaltthätigkeiten sich schuldig gemacht; weil er, ein echter Schüler Macehiavellis, ohne Scrupel Freunde und Grundsätze der Erreichung seines Zweckes geopfert habe. Ja selbst aus den Reihen seiner eignen Partei, des Centrums, wurde mancher vergiftete Pfeil auf den Führer abgeschossen. Und trotz aller dieser zahllosen erbitterten Gegner war Cavour's Macht in seinem Vaterlande so groß geworden, daß einst jemand mit Recht ausrufen konnte: „Wir haben eine Presse, eine Kammer, eine Regierung, und dieses alles heißt Cavour!“

Cavour war seinen politischen Grundsätzen nach ein Mann der rechten Mitte, wie er selbst auszusprechen liebte, ehe ihm Gelegenheit geboten war, sein politisches Glaubensbekenntniß in Thaten niederzulegen. „Ich bin im juste milieu, „d. h. ich halte mich nicht in einer gleichmäßigen und klugen Entfernung von den extremen Meinungen, die sich um die Herrschaft streiten, gewissermaßen in der Mitte dieser Meinungen, um daraus zu schöpfen,

was mir als eine nützliche Anwendung, als eine unmittelbar zu verwirklichende Wahrheit erscheint.“ Darin liegt klar ausgesprochen, was ihn von den französischen Doctrinären (obgleich er dieselben, zumal den Herzog von Broglie, persönlich sehr hochschätzte) und den Juste-Milieus unserer Tage, den Altliberalen, unterscheidet. Seine Staatskunst besteht nie in einem ängstlichen Vermeiden beider Extreme. Eine Politik der Neutralität und der freien Hand, Bezeichnungen, die nur erfunden wurden, die Rathlosigkeit oder die Angst vor jedem entschiednen und selbstbewußten Handeln zu verbergen, mußte einem ebenso energischen wie seines Zieles klar bewußten Manne durchaus fern liegen. Wenn er einmal das Ziel als ein erstrebenswerthes und erreichbares erkannt hatte, scheute er kein Hinderniß auf dem Wege, und da es ihm nur um das Wohl des Vaterlandes, nicht um den Sieg einer Partei oder gar einer Clique zu thun war, so begrüßte er freudig jeden als Bundesgenossen, der dasselbe Ziel verfolgte. Die in Deutschland neuerdings beliebte Theorie, daß die gute Sache zur schlechten werde, sobald auch unsere politischen Gegner sie zu der ihrigen machen, war ihm lächerlich. Er verschmähte keine Partei, wenn sie sich mit ihm um die Nationalfahne scharen wollte, alles wurde in seiner Hand zum Werkzeug für den großen Zweck. Deshalb bediente er sich ebensowohl Garibaldi's, des italienischen Nationalvereins, ja der revolutionären Propaganda, wie er nach der Niederlage von Custozza das conservative Ministerium Pinelli unterstützte und wiederum dessen Gegner und Nachfolger Gioberti verteidigte, sobald derselbe, von seinen phantastisch-idealen Träumen zurückkommend, auf die rechte Bahn einlenkte. So schützte er nach Novara Azeglio gegen die Linke und Rattazzi gegen die Rechte, — selbst dann, wenn er ihre Politik im Einzelnen nicht billigte — mit echt constitutionellem Tact, so lange keine Aussicht war, sie durch bessere zu ersetzen, oder eine Ministerkrisis dem Vaterlande Gefahr gebracht haben würde. Persönliche Bedenklichkeiten, Sympathien und Antipathien kamen dabei gar nicht in Betracht. „In der Politik giebt es nichts Abgeschmackteres als den Groll“ wiederholte er öfters, und schrieb einst, als es sich um ein Bündniß mit Farini (dem späteren Dictator der Emilia) handelte, welcher bisher zu Azeglio gehalten hatte: „Diejenigen, welche es verschmähen, sich mit Männern auszusöhnen, mit denen sie zu anderen Zeiten in politischem Streit und Kampf lebten, verstehen weder von der Politik der Parteien, noch von der parlamentarischen Geschichte irgend etwas*“.

Auf der anderen Seite war er stets auf den Abfall früherer politischer und persönlicher Freunde gefaßt. Als er seine berühmte Schwenkung vom rechten

*) Aus: Il Conte Camillo de Cavour, cenni biografici di Luigi Chiala, Napoli 1861. — Vergl. Briefe des Grafen C., herausgegeben von Verti, Berliner autorisirte Uebersetzung, 2. Ausgabe. S. 24—25.

zum linken Centrum, oder nach neudeutscher Terminologie von der altliberalen zur Fortschrittspartei machte und von seinen alten Freunden, zumal den savoyischen Deputirten deshalb, aufs heftigste angegriffen ward, sprach er im Parlamente die bedeutungsvollen Worte: *Oui, messieurs, je sais que lorsqu'on entre dans la vie politique en des temps aussi difficiles, on doit s'attendre aux plus grandes déceptions. Je suis préparé. Dusse-je renoncer à tous mes amis d'enfance, dusse-je voir mes connaissances les plus intimes transformées en ennemis acharnés, je ne faillirai pas à mon devoir: jamais je n'abandonnerai les principes de liberté auxquels j'ai voué ma carrière, et auxquels j'ai été fidèle toute ma vie!* — Und wenn es ihm die Mazzinisten nicht verzeihen konnten, daß er nicht allen bestehenden Mächten den Krieg erklärte, um „durch die unwiderstehliche Jugendkraft des revolutionirten Volkes“ Italien zu befreien, zu einen und zu regeneriren, ja daß er sogar ihren unsinnigen Putsch energisch entgegentrat; — wenn auf der andern Seite seine alten Freunde vom rechten Centrum sich scheu von ihm zurückzogen und die fanatische Priesterpartei ihn excommunicirte, als er die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche und die religiöse Freiheit furchtlos proclamirte, als er später gar die Erbschaft der vertriebenen Herzöge aus den Händen ihrer Völker annahm, in den Kirchenstaat einfiel und mit den Rothhemden gemeinsame Sache machte; wenn man ihn von den verschiedensten Seiten her des Machiavellismus und der Heuchelei zieleh, wenn man ihn eine Proteusnatur nannte: so verstanden es diese kleinen Seelen eben nicht oder konnten es ihm nicht vergeben, daß er sich von keiner Parteischablone knechten und sein Handeln weder durch politische Schlagwörter noch durch das Ansehen der Person bestimmen ließ. Cavour war allerdings kein Principienreiter wie weiland Heinrich der Zweihundstiebzigste, das war bei einem Manne von so hellem praktischen Verstande unmöglich. Aber er war eine viel zu fest und großartig angelegte Natur, um sich entweder von dem herrschenden Winde treiben oder zu einer Politik kleinlicher Auskunfts Mittel verdammen zu lassen. Das Ziel verlor er nie aus den Augen: war der Wind ungünstig, so lavirte er; war es Sturm, so legte er im nächsten Nothhafen bei; richtete sich der Sturm gegen ihn allein, so überließ er das Steuer Anderen, damit seine Persönlichkeit der Erreichung des hohen Zieles nicht hinderlich entgegentrete.

Und welches war dies hohe Ziel? Es war ohne Zweifel die Idee, welche ihn erfüllte, sobald er selbständig zu denken und zu empfinden gelernt hatte, und die ihn noch auf seinem Sterbebette nicht verließ, die Idee, Italien unabhängig und einig zu machen und es in moralischer und intellectueller Bildung auf gleiche Stufe mit den ersten Nationen der Welt zu heben. Beides betrachtete er als unzertrennlich. In einem Briefe, den er schrieb, als die ersten Reformen Pius des Neunten, die Hoffnungen der italienischen Patrioten zu

beleben anfangen, heißt es: . . . Donc, si nous désirons avec tant d'ardeur l'émancipation de l'Italie, si nous déclarons que devant cette grande question, toutes les questions qui pourraient nous diviser doivent s'effacer, et tous les intérêts particuliers se taire, c'est non seulement afin de voir notre patrie glorieuse et puissante, mais surtout pour qu'elle puisse s'élever dans l'échelle de l'intelligence et du développement moral jusqu'au niveau des nations les plus civilisées. Man hat vielfach behauptet — und so auch Rüstow in seinem Buche — Cavour's Ideen hätten sich vor Villafranca nie über ein vergrößertes Piemont „bis zur Adria“ erstreckt. Aber wie er sich schon in seinen Jünglingsjahren als künftigen Minister des Königreichs Italien sah*), so ließen sich aus Gesprächen, Briefen, Reden und Zeitungsartikeln noch hundert Zeugnisse anführen, daß das Programm von Plombières nur ein Schritt zum Ziele, keineswegs das Ziel selbst war.

Aber dies Programm von Plombières selbst, das allerdings schon das Versprechen der Abtretung Savoyens und Nizzas enthielt, ist Cavour's schwerstes und unverzeihlichstes Verbrechen in den Augen der exaltirten Italianissimi. Daß die Ereignisse von 1848 und 49 das „l'Italia farà da sé“ als eine alberne Renommisterei dargethan, daß nur mit Frankreich's Hilfe die Unabhängigkeit von Oestreich zu erringen und daß diese Hilfe eben nur um jenen Preis zu haben war, lassen sie nicht als Entschuldigung gelten. Savoyen, durch die Centralfette der Alpen von Italien geschieden, gehört durch seine Lage wie seine Sprache zu Frankreich. Nizza, obwohl auch mindestens halbfranzösisch, zu bewilligen, mochte dem Patrioten schwer genug werden, aber der große Preis war das Opfer wohl werth. Auch gab er seine Einwilligung nur unter der Bedingung, daß die Einwohner damit einverstanden seien; von einem Verschachern des Volkes nach Art des londoner Vertrags von 1852 war er weit entfernt. Als Garibaldi „dem nicht die Hand reichen wollte, der ihn zum Fremden in Italien gemacht hatte“, bewies die Art, wie Cavour seine heftigen und unparlamentarischen Angriffe in der Kammer ertrug und erwiderte, ebenso sehr seine geistige Ueberlegenheit wie seinen großherzigen Patriotismus. Man hat behaupten wollen, er habe, trotz seiner entschiedenen Versicherung des Gegentheils, Napoleon für eine gewisse Eventualität auch bereits die Insel Sardinien, vielleicht gar auch einen Theil Liguriens verheißen; Garibaldi und Mazzini sollen eine Abschrift des Vertrages besessen haben. Warum ist sie nie zu Tage gekommen, obwohl Cavour das Gerücht davon als eine Absurdität behandelte? Welche Gründe hatten Garibaldi und zumal Mazzini, ihren Gegner so zu schonen? Die Sache ist innerlich wie äußerlich so unwahrscheinlich, daß sie, so lange nicht bessere Beweise beigebracht werden, als Verläumdung bezeichnet werden muß.

*) Brief an die Marquise von Barol, de la Rive I, 192.

Daß Camillo Cavour Italien liebte, muß sogar Rüstow anerkennen. Aber er sieht in ihm nur den Bureaukraten und Diplomaten, den Mann der Conforterie, der, großartiger Anschauungen unfähig, ohne Vertrauen in die Volkskraft wie in die Principien des Rechts und der Freiheit, mit kleinen Mittelchen und Schlichen sein Ziel habe erreichen und ganz Italien in die piemontesische Zwangsjacke stecken wollen. Sein zur Schau getragener Liberalismus, behaupten Andere, sei bloßer Schein, bloßes Mittel zum Zwecke gewesen, während ein Dritter in persönlichem Ehrgeiz das Motiv seiner ganzen politischen Thätigkeit findet. Und doch ist Cavour's ganzes Leben eine Widerlegung dieser Vorwürfe. Alles Kleinliche, Engherzige und Maschinenmäßige war ihm verhaßt, ebenso verhaßt freilich auch alles Unpraktische, Großprablerische und Utopische. Er war ein entschiedener Freund des Selfgovernment und sah in der Aufhebung aller unnützen Bevormundung der Individuen wie der Corporationen einen Haupthebel zur Beförderung der Nationalwohlfaht und des rationellen Fortschrittes in materieller wie in moralischer Hinsicht. „Die Regierung,“ sagte er, „ist verpflichtet, durch liberale Gesetze die individuelle Initiative und das gemeinsame Handeln der unter ihrer Verwaltung Stehenden zu begünstigen. Ohne Nachtheil kann sich ihr Wirkungskreis nicht darüber hinaus erstrecken.“ — Selbst die Beamten sollten einen möglichst weiten Spielraum der vorgelegten Behörde gegenüber behalten, die unnütze Gamaschenknöpferei, kleinliche Controle und endlose Schreiberei gewisser bureaukratischer Musterstaaten war ihm im hohen Grade zuwider. „Das Reglement macht aus dem Beamten einen Dummkopf,“ schrieb er, „das ist der Grund, weshalb ich es als Minister nicht liebe. Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.“

„Diese Ideen“ (die der Freiheit und Unabhängigkeit), schrieb er als junger Mann, „bilden einen Theil meiner Existenz. Ich werde sie bekennen und festhalten, so lange ich einen Funken Lebenskraft in mir fühle.“ Als einst Leon Faucher in seiner Gegenwart behauptete, mit den liberalen Principien der Oppositionsmänner sei es alsbald vorüber, wenn sie zur Regierung gelangten, protestirte er auf das lebhafteste. Und in der That, er hatte das Recht dazu. In den schwierigsten Zeiten, von einer fanatischen Opposition gedrängt, während von Außen die Vernichtung drohte, hat er jeder Versuchung, die ihm oft genug nahe gelegt wurde, vom Parlamente die Suspension der constitutionellen Garantien zu verlangen, widerstanden und hat es unverhohlen ausgesprochen: „Wenn man die Verfassung nicht die Früchte der Freiheit tragen läßt, die sie hervorbringen soll, so wird sie alles Ansehen verlieren und damit das Ansehen der Nation selbst verloren gehen.“

Und ehrgeizig? — „Perisca la mia reputazione, perisca il mio nome, ma si faccio la patria italiana — Mein Ruf, mein Name mögen zu Grunde gehen, wenn nur das italienische Vaterland zu Stande kommt, rief er aus,

als er an einem der schwierigsten und bedenklichsten Wendepunkte seines großen Werkes stand. — Und als er, in drei Tagen um drei Jahr gealtert, nach der grausamen Enttäuschung von Villafranca das Staatsruder freiwillig anderen Händen übergeben hatte, weil er einsah, daß es Zeiten gebe, wo der Staatsmann im Interesse der Sache, der er diene, sich selbst in Schatten stellen müsse, schrieb er von Veri aus an La Farina: „Ich habe Patriotismus genug, um, wenn nicht als Führer, auch als gemeiner Soldat zu kämpfen.“ Und wenn sein König und sein Volk bald wieder in ihm den Einzigen sahen, der das Staatsschiff glücklich durch die drohende Brandung führen könne, wenn er selbst, sich seiner Kraft stolz bewußt, nicht zögerte, sich an das Steuer zu setzen, wer will das Ehrgeiz nennen?

Ein anderes persönliches Motiv seiner politischen Handlungen haben ihm selbst seine erbittertsten Gegner nicht vorzuwerfen gewagt. Von Nepotismus, Bereicherung seiner Familie oder gar seiner selbst war keine Rede. Sein bedeutendes Privatvermögen hatte sich, wie nach seinem Tode zu Tage kam, während der neun Jahre seines Ministeriums um 300,000 Franken vermindert. Abgesehen von seiner persönlichen Freigebigkeit gegen alle Nothleidenden und Bedürftigen hielt er für den Minister des künftigen Königreichs Italien Ausgaben für geboten, die er den erschöpften Finanzen Piemonts nicht zumuthen wollte. —

Besser begründet scheint der Vorwurf der Doppelzüngigkeit, der sich besonders auf Cavours Benehmen gegen Oestreich vor dem Ausbruch des lombardischen Krieges und auf die Abläugnung des Vertrages von Plombières stützt. Wenn er mit Klagen über Vertragsverletzungen, feindseliges Betragen und Drohungen seitens Oestreichs Europa in Athem hielt, so mochten die wiener Staatsmänner allerdings nicht ohne Grund ausrufen: *Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?* — und wenn er sein Versprechen, nie einen Fuß breit italienischen Bodens abzutreten, damit rechtfertigen wollte, daß Savoyen französisch sei, und er Nizza — mit Recht oder Unrecht — nie für italienisch gehalten habe, so ist darin eine gewisse jesuitische Spitzfindigkeit nicht zu verkennen. Wenn wir aber auch in beiden Fällen Cavours Benehmen vor dem Richterstuhle der Moral nicht rechtfertigen wollen, so war er doch — und wohl mit Recht — überzeugt, daß, wenn er die volle Wahrheit gesagt hätte, er das große Werk, dem er seit einer Reihe von Jahren alle Kräfte gewidmet, kurz vor der Vollendung der Gefahr vollständiger Vernichtung ausgesetzt haben würde. Lieber aber setzte er ja seinen persönlichen Ruf als das Wohl des Vaterlandes auf das Spiel. In seiner Natur war solche Doppelzüngigkeit nicht begründet. Selbst in der Politik sehen wir ihn sonst immer gerade ausgehen, alle diplomatischen Rücksichten aus den Augen setzend, alles seinem Ziele opfernd, selbst seine Sympathien und sein Herz. Aber sein berechnend, die

Menschen und noch besser die Situationen durchschauend, verstand er zugleich sich in die Umstände zu fügen, zu rechter Zeit zu weichen und vorzudringen. Daß er ohne Scrupel gewesen sei, ist nur halb wahr, daß ihm die Großmuth gefehlt habe, ganz falsch. Er hatte nichts Byzantinisches an sich, wie Petruccelli della Gattina behauptet, und ihn einen Bindestrich zwischen Peel und Macchiavelli zu nennen, wie derselbe Publicist es thut, ist eben nichts als eine geistreich klingende Redensart. Allerdings gehörte Sir Robert Peel zu Cavour's Lieblingshelden; die Entschiedenheit des großen britischen Staatsmannes, seine Klarheit, seine Kühnheit, mit der eignen Partei zu brechen, als er sie hinter den legitimen und nothwendigen Forderungen der Zeit zurückbleiben sah und zwar gerade um der Handelsfreiheit willen, die Cavour's Steckenpferd war, machten ihm denselben besonders theuer.

Ein Vorbild und Muster für ihn unter den großen Staatsmännern der neueren Zeit zu finden, ist überhaupt mißlich, weil Cavour eben durch und durch Original war. Viele Züge erinnern an den älteren Pitt, andere noch entschiedener an den Freiherrn v. Stein, und doch steht er in mancher Hinsicht wieder zu dem einen wie dem andern in einem entschiednen Gegensatz. De la Rive vergleicht ihn mit Fox; aber auch dieser Vergleich hält nur Stich, so lange man mehr den Menschen als den Staatsmann im Auge hat. Charakteristisch für ihn ist es, daß er seine Ideale, zu denen auch der große Pitt gehörte, in den Reihen der Tories fand, während er doch übrigens ganz mit den politischen Grundsätzen der Whigs harmonirte. Aber er war nie Parteimann in dem Sinne, daß er alles Große und Gute nur in den Reihen der eignen Partei gesucht hätte, wenn er auch auf der andern Seite trefflich verstand, der Parteidisziplin sich unterzuordnen und dieselbe, als er selbst Führer wurde, in den Reihen der Seinen aufrecht zu halten.

Nichts ist bezeichnender für Cavour's Eigenthümlichkeit als seine Sprache und Ausdrucksweise in seinen Journalartikeln, Kammerreden und diplomatischen Noten. Auf Niemanden paßt der buffonsche Spruch: *le style c'est l'homme* besser als auf ihn. Er gehörte zu den Rednern, welche die Tribüne enthüllt, nicht zu denen, welche sie schafft. Und doch war er keineswegs, was man gewöhnlich ein großes Rednertalent nennt. Seine scharfe Metallstimme ohne große Modulation, ohne alle Weichheit, der Mangel an aller Phantasie, an allem Schwung, seine Antipathie gegen alle Schönrednerei und alles Wortgeklingel, ja eine gewisse, freilich bald überwundene Schwerfälligkeit des Ausdrucks, waren nicht geeignet, die Zuhörer für seine Argumente zu bestechen, während die gebietende und peremptorische Form seiner Rede, das sarkastische Lächeln, die scharfen und kurzen Abweisungen der Gegner nach allen Seiten hin verletzten. Eine Rede um der Rede willen, um einen oratorischen Triumph zu feiern, war bei Cavour undenkbar. Hier wie überall galt es ihm einen bestimmten, greif-

baren Zweck zu erreichen. „Die Rede war für ihn kein Paradedegen, sondern eine ernste, scharfe Waffe. Aber wie verstand er sie zu handhaben! Mit seiner durch nichts zu trübenden Klarheit des Geistes, mit einem kolossalen Gedächtniß, mit durchdringendem Scharfblick und stets mit vollster Kenntniß des Gegenstandes und der in Betracht kommenden Thatsachen ausgerüstet, reichte er die schlagendsten Argumente in prägnanter, conciser Form, in einfacher, ungekünstelter Sprache, doch nicht ohne die Würze eines gesunden Humors, aneinander, dem Gegner mit scharfen, hageldicht fallenden Hieben gerade auf den Leib gehend, ohne alle Finten und Listen, und ihn erbarmungslos in die Enge treibend, bis der Sieg entschieden war. Dieselbe Schärfe der Logik, dieselbe durchsichtige Klarheit des Gedankens, dieselbe Mannigfaltigkeit der Argumente, nach Petruccellis Ausdruck „fein zugespitzt und doch wuchtig eindringend, und einander drängend“, bewundern wir in seinen diplomatischen Notizen und politischen Denkschriften. Hier, wie immer, ist er das gerade Gegentheil von einem Pedanten, selbstvertrauend, rasch und kühn im Ausdruck wie in der Sprache, hier wie überall behauptet er das Schlachtfeld, über die Gegner mindestens einen moralischen Triumph davontragend.

Der politische Scharfblick und die genaue Kenntniß der Umstände und der handelnden Personen, im Verein mit einer seltenen Vorurtheilslosigkeit, welche ihm zu seinen rednerischen und diplomatischen Triumphen verholfen, potenzirten sich in seinem Urtheile über die Entwicklung der Verhältnisse des eignen Vaterlandes wie der allgemeinen Weltlage zur prophetischen Sehergabe. Wir haben erwähnt, wie er sich als junger Mann bereits als Minister des Königreichs Italien erblickte. Als die Abschaffung der Korngesetze noch sehr zweifelhaft war, verkündete er den nahen Sieg des Freihandels in England und erblickte darin den Keim des unvermeidlichen Todes für das Prohibitiv- und Schutzzollsystem der Continentalstaaten. So prophezeite er dem quizzischen Regiment und System schon 1847 den nahen Sturz; so sah er wochenlang vor der Präsidentenwahl schon Louis Napoleon als künftigen Kaiser von Frankreich*) und rief im März 1856, zwei Jahre vor den Verabredungen von Plombières: In drei Jahren werden wir einen tüchtigen Krieg haben!

„Wohl muß man anerkennen, daß Cavour aus jenem edleren Thone geformt war, aus dem die Herren der Welt hervorgegangen sind. Mit den glänzenden Eigenschaften begabt, vor denen die Menschheit sich beugt, war er

*) Siehe die Zeitung *Il Risorgimento* vom 16. Nov. 1848. Die Stelle kommt in einer nicht gehaltenen Kammerrede Cavour's gegen die revolutionäre Partei vor: „Warten wir noch einen Augenblick und wir werden die letzte Wirkung der revolutionären Mittel sehen: Louis Napoleon auf dem Throne!“

mit den einfachen Anlagen begabt, ohne welche die anderen unfruchtbar bleiben. Arbeitsam, ausdauernd, von seinem Werke leidenschaftlich durchdrungen, keinen Tag, keinen Augenblick daran verzagend, besaß er zugleich die Kunst zu überzeugen, hinzureißen und Vertrauen einzuslößen, durch die Art, wie er es forderte. Er besaß das, was einen großen Politiker schafft und vervollkommnet: überlegten Eifer; unermüdlige Thätigkeit, durchdringenden Verstand, den günstigen Zeitpunkt, Kenntniß seiner Zeit, eine Fülle von Hilfsquellen, vorurtheilsfreien Geist, ein von jedem Hasse freies Herz. Zum Kampfe erzogen und für die Freiheit geboren, war er überdies von dem stolzen Geschlechte der Unklugen, welche sich dem Glücke kühn mit der Gewißheit anvertrauen, daß es sich nicht so undankbar erweisen könne, ihnen untreu zu sein“ (de la Rive, I. 37—38). — Wenn wir dieser Schilderung noch ein Wort hinzufügen dürften, so würde es sein: Er war in jedem Zoll ein Mann. Das möchten wir zumal denen entgegenhalten, die einen diplomatischen Mänfeschmied aus ihm machen. Wer unbefangenen sein politisches Thun betrachtete, wie der, welcher persönlich mit ihm verkehrte, mußte es empfinden. Es war ein ganzer Mann, ein Mann aus einem Gusse, dem Stahl vergleichbar zwar biegsam und elastisch, aber auch ebenso hart und treu wie dieser. Und was auch der Herr Oberstbrigadier und Ritter Rüstow sagen möge, das freie Italien ist in erster Linie sein Werk:

„Victor Emanuel und Garibaldi sind zwei mächtige Arbeiter an dem Werke, das doch das Werk Cavour's bleibt. Wenn Italien heute zu dem Range einer Nation erhoben wurde, so verdankt es dies dem Manne, der Europa hinreichendes Vertrauen, um die Freiheit seines Vaterlandes zu erlangen und genügende Achtung einzuslößen wußte, um Stärkeren gegenüber die Würde des Schwächeren unangetastet zu erhalten. Der, welcher am Tage nach 1848 die Freiheit, am Tage nach Novara die Unabhängigkeit, am Tage nach dem pariser Frieden den Krieg und am Tage nach Villafranca die Einheit hoffte; der, welcher die Kühnheit, seine Pläne zu verkünden, die Kunst, sie aufzudringen und den Muth besaß, sie zu erfüllen; der, welcher durch die Nation regierte, der die Revolution ohne Gewaltanwendung zermalmt und der die Reaction in Schranken hielt, ohne das monarchische Prestige zu schwächen; der, welcher als ein mit seiner Aufgabe eng verknüpfter Arbeiter keinen Augenblick der Ruhe kennt und an der Mühe starb: dieser ist wohl der große Arbeiter. Cavour konnte, wie Jedermann fühlt, nicht ersetzt werden; aber er hat Nachfolger gefunden, und dies ist die glänzendste Huldigung; welche sein Land seinem Genie dargebracht hat. Er gehört nicht zu jenen stolzen Egoisten, die nichts überlebt als ihr eigener Ruhm. Sein Leben war kurz, aber in zehn Jahren hatte er sein Vaterland gegründet.“ (De la Rive, Cavour II, 255—56.)

Freilich, seine stolze Hoffnung, Italien seine natürliche Hauptstadt und zwar auf dem Wege der Güte, nicht der Eroberung (coi mezzi morali, non

mercè la conquista*) zu verschaffen, und sich dann von der politischen Bühne in die stille Ländlichkeit von Veri zurückziehen zu können, ward nicht erfüllt. Aber sein unerschütterliches Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache verließ ihn auch im Tode nicht, die letzten Worte des Sterbenden waren: Tutto è salvo: alles ist sicher!

Wir schließen mit einer andern Aeußerung des Grafen auf seinem Sterbebette, als er zum letzten Male im Kreise der Nächstbefeundeten die politische Lage Europas an seinem noch immer hellen Geist vorüberziehen ließ: „Dieser deutsche Bund ist eine Anomalie; er wird sich auflösen, und die deutsche Einheit wird gegründet werden, aber das Haus Habsburg wird sich nicht ändern. Was werden die in ihren Entschlüssen so langsamen Preußen machen? Sie werden fünfzig Jahre brauchen, um das zu vollbringen, was wir in drei Jahren gethan haben.“ —

Das älteste Christenthum und seine Literatur.

2. Echtheit und Unechtheit der neutestamentlichen Schriften.

Ob eine Schrift von einem Apostel verfaßt ist oder nicht, ist eine rein historische Frage, welche theils durch äußere historische Zeugnisse, theils nach ihrem Inhalt zur Entscheidung zu bringen ist. Wenn die Ueberlieferung eine Schrift als echt bezeugt, so heißt dies zunächst nichts anderes, als daß dieselbe zu einer gewissen Zeit als apostolisch gegolten hat, — ob mit Recht oder Unrecht, dies ist eben die Frage, um die es sich handelt.

Wie es nun mit den historischen Zeugnissen steht, wissen wir bereits aus der Geschichte des Kanon. Sind die neutestamentlichen Schriften apostolischen Ursprungs, so müssen sie größtentheils vor dem Jahre 70, zum mindesten kurze Zeit darauf verfaßt sein. Welchen Werth hätte es nun, wenn wir gleichzeitige Zeugnisse für das Vorhandensein jener Schriften besäßen? Aber eben an diesen

*) Rivista contemporanea, herausgegeben von La Farina in Turin. Aprilheft. 1863. S. 76.